Ihre kleine weiße Seele.

Skizze von L. G. Moberly.

Es lag im Staub des Fahrdamms. Die Frau, die, um einem in Lumpen gehüllten Bettler auszuweichen, mit einer Geste des Abscheus vom Bürgersteig heruntertrat, sah es dort liegen — ein winziges Schuhchen. — Stockend ging ihr Athem, als sie es erblickte, und doch trat sie hinzu, um es genauer anzusehen.

Sie war nicht mehr jung, diese stattliche Frau mit den hochmüthigen Zügen, der man es ansah, daß sie es nicht über sich gewinnen konnte, einen zerlumpten Bettler mit ihrem Kleide zu streifen, aber sie war schön, sehr gut gekleidet und sehr auffallend. Von den Flechten ihres sorgfältig frisirten Kopfes bis herab zu den Spitzen ihrer eleganten Schuhe war sie der Typ der vornehmen Dame von Welt, der die Gesellschaft und ihre Gesetze alles bedeuten; was außerhalb lag, existirte nicht für sie. Und diese elegante Dame zögerte und blieb stehen, um auf das kleine weiße Etwas, das da im Staub der Londoner Straße lag, herabzusehen, und sie holte tief Athem, als sie es erkannte.

Es war nur so ein kleines Ding — ein Babyschuhchen aus weißem Leder, das von dem winzigen Füßchen in den Staub des Julitages geglitten sein mochte und nun gerade dort lag, wo Gwendolyn Marchmont vom Trottoir heruntertrat. Und als der Blick ihrer Augen — ihrer schönen, kalten Augen — darauf fiel, überlief sie ein leises Zittern. Einen Blick zurückwerfend, als ob sie sich ihres Thuns schämte, bückte sie sich, nahm den kleinen Schuh auf und wischte mit dem Spitzentaschentuch, das sie in der Hand hielt, darüber, als ob sie es von dem Straßenschmutz reinigen wollte. Niemand von den hastig vorübereilenden Passanten hatte sie bemerkt, alle waren von ihren eigenen Geschäften und Unternehmungen zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie auf die einzelne Dame geachtet hätten. Niemand bemerkte auch, wie sie mit schnellen Schritten weiterging, einen kleinen Gegenstand fest, fast stolz in der Hand haltend, als ob es eine ganz besondere Kostbarkeit wäre, die sie im Staub zu ihren Füßen gefunden hatte. Und während dieses ganzen Weges hatte sie nur den einen Gedanken, so schnell wie möglich nach Hause zu gelangen; erst als sie den erstaunten Blick ihres Stubenmädchens, das ihr auf ihr Läuten die Thür öffnete, bemerkte, erinnerte sie sich daran, daß sie vor einer halben Stunde ausgegangen war, um den ganzen Nachmittag fortzubleiben. „Ich" — sie sah das Mädchen an und zögerte einen Augenblick — „ich gehe jetzt nicht aus, bin aber auch für niemand zu Hause", murmelte sie unzusammenhängend. Schnell schlüpfte sie an dem erstaunten Mädchen vorbei in ein kleines Zimmerchen neben dem Speisesaal, das von jeher ihr Sanctuarium war; hier sank sie in einen Stuhl am offenen Fenster, als ob ein stundenlanger Weg sie ermüdet hätte.

Wie lange, o so sehr lange war es her, so überlegte sie, daß sie zum letztenmal solch ein kleines weißes Ding wie dies in der Hand gehabt hatte. Sie steckte zwei ihrer Finger hinein, und ihr Herz zog sich zusammen, als sie in Gedanken das kleine Füßchen vor sich sah, das zuletzt von dem weichen Leder umspannt wurde. Ob es wohl auch so zart und rosig war wie — wie das kleine Füßchen, auf das sich ihre Lippen so oft in lange vergangenen Tagen gepreßt hatten? Hatten lachende, schelmische Kinderaugen sich zu dem Gesicht ihrer Mutter erhoben, als dieser kleine Schuh heimlich von selbst gefallen, wie es wohl manchmal geschieht, wenn das dazu gehörige Füßchen gar so märchenhaft klein ist?

Ein Nebel stieg vor den Augen auf, die noch vor einer kleinen Weile so stolz ins Leben gesehen hatten, und durch den Nebel sah sie Bild auf Bild aus vergangenen Zeiten vorüberschweben, und immer spielte sie wie im Traum mit zarten Fingern mit dem kleinen Schuh. Und zuerst sah sie durch den Nebel das Kinderzimmer, den Raum, der während Rosis ganzer Kindheit den Mittelpunkt ihres Daseins gebildet hatte. Rosi war das reizendste Baby auf Erden gewesen — mit festem, hartem Griffe umspannte Rosis Mutter plötzlich den kleinen Schuh in ihrer Hand, und es stieg etwas in ihrer Kehle herauf, daß sie glaubte, zu ersticken. Das Kinderzimmer war ganz weiß gehalten, denn in jenen Tagen der ersten jungen Mutterschaft hatte sie noch romantische Ideen; alles, was ihr Töchterchen umgab, mußte weiß sein, und daher steckten Rosis Füßchen, wenn sie auf den Boden im Kinderzimmer oder auf den Knien ihrer Mutter umhertrappelten, in kleinen weißen Schuhchen, genau dem gleich, der jetzt im Straßenstaub gelegen hatte.

Rosi in ihrem weißen Kinderzimmer war in ihrer Mutter Augen das Niedlichste auf Erden gewesen. Bestimmt hatte kein anderes Baby solche tiefen blauen Augen, solche goldenen Locken, solch ein entzückendes Gesicht, und sicher gab es kein Kind, das mit so freundlichem Wesen und so gutem Herzen zur Welt gekommen war wie Rosi. „Muttis Rosel", der alte Name, den das Kind sich beigelegt hatte, kam der Mutter wieder in den Sinn. „Muttis kleine Rosel" — und wieder schlossen sich ihre Hände fester um den kleinen Schuh, zog sich ihr Herz heftig und schmerzhaft zusammen. Wie in einem Traum sah sie die Kindergestalt unsicher durch das Zimmer auf sich zukommen; die kleinen weißen Füßchen trappelten auf dem Parkett-Fußboden, das Sonnenlicht fiel auf ihre goldenen Haare und auf ihr vom Nachmittagsschlaf warm und rosig überhauchtes Gesichtchen. Wie in einem Traum auch hörte sie das herzige Lachen, das ihr lieber war als die schönste Musik, und wieder holte sie tief Athem.

Rosi, das Baby, hatte sich so fest im Mutterherzen eingenistet, daß nichts und niemand auf der Welt für Gwendolyn Interesse hatte. Ihr Gatte hatte ihr niemals viel im Leben bedeutet — sie hatte ihn aus Vernunftgründen geheirathet — aber Rosi, ihr Kind, war ihr alles, und diese kleinen Kinderhände konnten die Mutter führen, wohin sie wollten.

Als Rosi älter wurde, trug sie wie als Baby nur Weiß; zarte Musseline im Sommer, weiche, dicke Gewebe im Winter, aber immer weiß, und das hatte gut mit der rosigen Frische ihrer Haut, dem Blau ihrer Augen und dem goldenen Schein ihrer hellen Haare harmonirt. Und wenn auch die Schuhe größer wurden, je mehr sie vom Kind zum Mädchenheranreifte, so war es doch nur weißes Leder, das ihre zarten Füße umspannte.

Rosi, das Mädchen! Mrs. Marchmont bewegte sich unbehaglich, und ihre Augen wandten sich zum Fenster, durch das der Wohlgeruch der Reseden und Levkoien vom Garten hereinwehte. Rosi, das Mädchen! Gwendolyns Züge verfinsterten sich, ihr Blick verlor alles Verträumte und zeigte einen stählernen Glanz. Sie und Rosie konnten, als das Mädchen zum Weibe heranreifte, nicht mehr über alles einer Meinung sein. Die kleine weißgekleidete Tochter schien immer so sanft und fügsam; Gwendolyn hatte darauf gerechnet, daß sie sie leiten konnte, wie sie wollte, aber mit des Mädchen reiner Seele hatte sie nicht gerechnet. Dieser Gedanke kam ihr gleich einem Blitz, während ihre Finger immer noch mit dem kleinen Schuh spielten, der unschuldigen Ursache dieser langen, langen Gedankenkette. „Ihre kleine weiße Seele", wie kam ihr nur der Gedanke nach all den Jahren? Warum erinnerte sie sich gerade an diese Worte, die ihr jemand in vergangenen, so bitteren Zeiten zugerufen hatte!

„Sie können sich wohl an dem lieblichen Gesicht Ihrer Tochter freuen und sich aufopfern für ihre feinen weißen Kleider, aber haben Sie jemals an das viel Wichtigere gedacht, an ihr eigentliches Selbst, an ihre kleine weiße Seele?"

Die Worte ertönten vor ihren Ohren, als hörte sie sie wieder aus dem Munde jenes starken Mannes, dessen Stimme vor Zorn und Verachtung zitterte und gegen ihren Willen sah sie wieder den Mann vor sich stehen. Sie sah die schlanke, aufrechte Gestalt, die vor Zorn sprühenden grauen Augen in dem regelmäßigen Gesicht, das durch den gerechten Zorn aus seiner Ruhe gebracht war.

„Sie verbieten Ihrer Tochter, mich zu heirathen, nicht, weil Sie etwas gegen mich haben, nicht weil ich Böses gethan oder einen schlechten Ruf habe, nicht einmal, weil ich nicht ganz so hoch geboren bin wie Sie. Nein. Sie sagen, sie soll mich nicht heirathen, weil ich arm bin, und Sie wollen Sie dafür an einen reichen Lumpen verkaufen, dessen Vergangenheit man nicht nachforschen darf. Sie wollen ihre kleine weiße Seele in die Hände eines Mannes legen, der schwarz ist wie die Nacht, wie der Teufel selbst. Gott möge Ihnen vergeben."

Guy Delameres laute, zornbebende Stimme schien sie aus ihren Gedanken zu reißen, und obwohl seine Worte nicht wahr geworden waren, ließ die Erinnerung daran sie erbeben.

„Ich kann ihn nicht heirathen, Muttel", hatte Rosi gesagt, als Gwendolyn sie hatte zwingen wollen, den Antrag des Millionärs anzunehmen, der all den ehrgeizigen Wünschen, die sie in ihrem Mutterherzen hegte, entsprochen hätte. „Ich heirathe nur Guy, denn ich liebe ihn, er ist mein alles auf der Welt."

„Ich heirathe nur Guy." Dieser unzählige Male wiederholte Satz hatte Mrs. Marchmont bis an die Grenzen des Wahnsinns getrieben, und Zornesfluthen hatten sich über des Mädchens Haupt ergossen, ohne daß es ihr gelungen war, Rosis Willen zu brechen. Rosi hatte ihren Guy geheirathet, und Rosis Mutter wußte nur vom Hörensagen, daß sie arm waren, daß sie in einem kleinen Häuschen auf dem Lande wohnten; ja, sie wußte sogar, wo das Häuschen lag. Aber all diese Jahre hindurch hatte sie Rosi kein Lebenszeichen von sich gegeben, denn sie konnte ihrer einzigen Tochter ihren Ungehorsam und, wie sie es immer nannte, ihren Eigensinn nicht verzeihen. Aber jetzt, als sie den kleinen Schuh vor ihren in Thränen schwimmenden Augen sah, kam ihr die Erkenntniß: „Ich allein bin die Schuldige, ich habe meine Tochter verloren, weil sie ihrer kleinen reinen Seele folgen mußte." Und jetzt geschah etwas Merkwürdiges. Gwendolyn Marchmont, die harte stolze Weltdame, fiel vor dem Sessel in ihrem Boudoir auf die Knie, legte ihr Haupt auf einen kleinen weißen Schuh und brach in einen Strom von Thränen aus. —

In dem Gärtchen eines Landhauses außerhalb der Stadt spielte ein kleines Mädchen. Man sah durch das Gitter einen glatt geschorenen Rasenplatz mit Rosenstöcken, an denen hochrothe, gelbe und weiße Rosen blühten, deren Blätter auf den mit Gänseblümchen besäten Rasen fielen. Am Zaune entlang standen Lilien in farbiger Pracht. Zwischen den Gänseblümchen und den Rosenblättern spielte das kleine Mädchen im duftigen weißen Kleidchen, mit weißen Schuhen an seinen kleinen Füßen; des Kindes krauses Haar glänzte goldig im Sonnenschein, seine Augen waren blau wie Veilchen und sein Gesicht rosig überhaucht. Und die Frau, die am Zaun lehnte, sah nachdenklich zu ihm hinüber, mit brennender Sehnsucht im Herzen. „Kleine", rief sie plötzlich, als sie das leise vor sich hinsingende Kind wieder zwischen den Blumen hin- und herspringen sah, „Kleine, sag' mir doch, wer Du bist." Das Kind wandte sich um und kam auf dem Wege, der zum Zaun führte, lächelnd auf sie zu. „Ich bin Muttis Rosel", sagte sie, „und Mutti ist dort drin" — sie zeigte nach dem Haus, „komm doch mit zu Mutti. Ich bin Muttis kleine Rosel". Ein seltsamer Ausdruck flog über das Gesicht der Frau, ein Ausdruck von Schmerz und Reue und zugleich von Freude, und mit zitternden Fingern öffnete sie das Gitter.

„Nimm mich mit zu Mutti", sagte sie, das zarte Kinderhändchen festhaltend. „Ich will Mutti sagen, daß —" sie zögerte, als ob sie nicht weiter sprechen könnte, „daß ich meine Rosel wieder haben will, daß ich hierhergekommen bin, um Deine Mutter wiederzufinden, meine kleine Rosel."

Venedig.

Von Karl Eugen Schmidt, Paris.

Bei meinem diesmaligen Besuch der Lagunenstadt bin ich von einem kleinen Irrthume befreit worden. Bisher glaubte ich, die deutschen Reisebücher seien die besten in der Welt, und wenn man Bädeker, Meyer, Gsell-Fels mit Joanne und sogar mit Murray vergleicht, muß man allerdings zu dieser Ueberzeugung kommen. Aber auch in Deutschland wird mit Wasser gekocht, auch in Deutschland giebt es Reisende, die wie kleine Kinder behandelt werden müssen. Um nicht den Bädeker oder ein anderes umfangreiches Buch mitschleppen zu müssen, hatte ich mir ein kleines Büchelchen kommen lassen, das allein Venedig behandelt. Hätte ich es gesehen, ehe ich es bestellte, so wäre ich so thöricht nicht gewesen. Als erste und oberste Regel kann ich meinen Lesern folgendes empfehlen: kauft niemals einen Reiseführer, dem nicht auf der ersten Seite die Jahreszahl seines Erscheinens vorgedruckt ist! Jeder Verleger, der seinen Reiseführern das Jahr des Erscheinens nicht aufdruckt, will den Käufer hinters Licht führen, will ihm ein zwanzig oder dreißig Jahre altes Buch aufhängen, das selbstverständlich nicht den geringsten praktischen Werth für den Reisenden hat, sintemalen sich in der langen Zeit nicht nur Hotels und Restaurants, sondern auch die Beförderungsmittel, die Museen, kurz alles, was der Reisende wissen will, geändert hat.

Mein kleiner Reiseführer aber hatte noch ganz andere Fehler: es war eigentlich gar kein Führer, sondern ganz einfach ein Feuilleton über Venedig. Was ich von einem Reiseführer verlange, ist, daß er mir sagt, welche Sehenswürdigkeiten in einer Stadt zu finden sind, wie ich an die verschiedenen Orte gelange, um welche Stunde sie zu sehen sind, ob ich dafür etwas bezahlen muß, wo man wohnt und ißt, kurz alles praktische und thatsächliche. Dagegen verlange ich durchaus nicht, daß man mir erzählt, dieses oder jenes Bild, diese oder jene Aussicht sei wunderbar schön, und daß man mir eine Sulze um die Brocken herum macht. Das mache ich nämlich selber, wie es jeder vernünftige Reisende thut. Das Reisebuch soll mir sagen, wo und wie ich meine Brocken finde, die Brühe fabrizire ich selbst. Gedanken suche ich nicht im Reisebuche, nur Thatsachen, die Gedanken denke ich mir allein aus. Das beste Reisebuch ist also das, welches mir nur Brocken und gar keine Brühe, nur Thatsachen und gar keine Gedanken bringt, das schlechteste, das mir gar keine Thatsachen und nur Gedanken vorträgt, besonders solche Gedanken, wie ich sie in diesem Büchlein, dessen Verleger ich nicht nennen will, gefunden habe. Da der nämliche Verleger Führer durch fast alle deutschen und durch sehr viele ausländische Städte herausgegeben hat, muß ich also annehmen, daß es wirklich eine Unmenge Deutsche giebt, die im Reisebuche nicht Thatsachen, sondern Gedanken, nicht Brocken, sondern Brühe suchen, und das schmeichelt meinem Nationalgefühl nicht im mindesten.

Aber gefreut hat mich mein Büchelchen doch, denn ihm war ein Zettel beigegeben, der in die Mentalität dieser deutschen Reisenden noch einen besonders hellen Schein warf. Der Kriegsrath Reichard, der vor achtzig Jahren ein in alle Sprachen übersetztes und sehr häufig aufgelegtes Reisebuch durch Mitteleuropa schrieb, giebt in der Einleitung eine lange Liste von Dingen, die man auf der Reise mitnehmen müsse. Diese Liste, die doppelläufige Pistolen, eine doppelte Hirschhaut, Sicherheitsriegel zum Anschrauben an die Wirthsthüren im Gasthause und ähnliches enthält, kommt uns heute komisch vor, aber sie war ganz gewiß seiner Zeit sehr praktisch und gut. Mein neuer Reiseführer aber behandelt seine Kunden wie Wickelkinder oder vielmehr wie Dorfjungen, die zum ersten Male in die Stadt gehen und denen die ängstliche Großmutter die letzten Rathschläge auf den Weg mitgiebt. Eine ungeheuer lange Liste stellt dieser Reiseführer auf von Dingen, die man ja nicht vergessen solle. Darin finden sich neben Rock, Hose, Weste, Hut, Unterhosen, Hemd, Strümpfen und andern, die wohl der vergeßlichste Professor der „Fliegenden Blätter" nicht daheim lassen würde, auch solche, an deren Mitnehmen man allerdings erinnert werden muß, als da sind: Kompaß, Fernrohr, Gebetbuch, Insektenpulver, Kölnisches Wasser, Brausepulver, Salmiak, Karbol, Musitalien, Photographie und Empfehlungsschreiben, Thermometer, Trinkbecher, Theelöffel. Ich habe die Reise um die Welt gemacht, bin außerdem viermal hin und zurück über den Atlantischen Ozean gefahren und habe alle oder doch die meisten europäischen und Mittelmeerländer ziemlich gründlich bereist. Und doch hatte ich niemals diese so nothwendigen Gegenstände bei mir, obschon ich anerkennen muß, daß manche davon mir mitunter gute Dienste hätten leisten können. Jedenfalls muß der Mensch, der alle die in dieser Liste verzeichneten Dinge mit auf Reisen nehmen will, mehr als eine Handtasche, ja sogar mehr als nur einen Koffer zusammenpacken. Jedenfalls: ich will keinem Menschen das Geschäft verderben und nenne keinen Namen, aber ich sage dem Leser: kaufe kein Reisebuch, dem die Jahreszahl des Erscheinens nicht aufgedruckt ist.

Besser als ein solches Reisebuch ist gar keins, und ich habe mich denn auch ganz gut beholfen, ohne jemals Rath in diesem Büchlein zu suchen. Allerdings war ich nicht zum ersten Male in Venedig. Damals hatte ich meine Ankunft schlecht eingerichtet: am Bahnhofe hatte ich einem Jungen mein Köfferchen gegeben und mich von ihm an ein Gasthaus führen lassen, das mir die Freunde in Rom genannt hatten. Das ist ein ganz guter Weg in irgend einer andern Stadt, in Venedig aber muß man sich, sowie man aus dem Bahnhofe tritt, in eine Gondel setzen. Ja, noch besser wäre es, und wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, würde ich das diesmal gethan haben, schon in Padua den kleinen Dampfer zu besteigen, der nach Venedig fährt. Es ist schon ein Fehler, mit der Eisenbahn bis nach Venedig zu fahren, man müßte durchaus zu Wasser ankommen, um die überraschende und eigenartige Wirkung der Lagunenstadt ganz zu empfinden. Wer aber mit der Bahn ankommt, der gehe ja nicht zu Fuß nach dem Gasthause, sondern setze sich sofort in eine Gondel. Noch möchte ich rathen, daß er sich nicht in die Hotelgondeln setze, die sich von der sonstigen Gondel genau ebenso unterscheiden wie ein Hotelomnibus von einer offenen Droschke. Man darf nicht in einer bedeckten Gondel fahren, denn da sieht man natürlich nichts. Die bedeckte Gondel, die übrigens einem Sarge sehr ähnlich sieht, mag gut sein für die reichen Venetianer, die sich ein solches Privatfahrzeug halten: die kennen ihre Stadt ohnehin und haben nicht nöthig, sich all die bekannten Paläste und Kanäle jeden Tag aufs Neue aufmerksam anzusehen. Der Fremdling aber sollte nie eine geschlossene Gondel nehmen, es sei denn, daß der Regen die offene Gondel verböte. Und da die Gondeln der Hotels zumeist bedeckt sind, rathe ich zur Droschkengondel sozusagen.

Nun müssen Sie aber nicht glauben, daß der Gang durch die Gassen Venedigs etwa uninteressant wäre. Mit Nichten und im Gegentheil! Auch in den Gassen, wo man terra firma unter den Füßen hat, ist Venedig überaus merkwürdig und interessant. Indessen findet man ein ähnliches Gassengewirr auch anderswo in den Städten am Mittelmeer, auf der europäischen wie auf der afrikanischen und auf der asiatischen Küste, und sehr oft sind in diesen Mittelmeerstädten die Gassen wie in Venedig krumm, winklig und eng, also daß man da beinahe ebensowenig Thiere sieht wie in der Lagunenstadt. Von Wagen ist in Alt-Genua nicht mehr zu sehen als in Venedig, und höchstens erblickt man einmal einen kleinen Packesel. In Venedig aber giebt es überhaupt keine Thiere, selbst die Hunde sind außerordentlich selten, und wären die Katzen und die berühmten Tauben nicht, so gäbe es in den Gassen und Plätzen außer Menschen keine lebende Wesen zu sehen. Dieses gänzliche Fehlen der Vierfüßer und der Wagen macht das Straßenleben von Venedig merkwürdig still und ruhig. Man glaubt sich überhaupt nicht auf der Straße zu befinden, eher in einem Hausgang etwa. Man eilt, endlich aus diesen engen Gängen hinaus in die wirklichen Straßen zu kommen, und die einzige wirkliche Straße ist der Markusplatz, dem man immer wieder zustrebt, so oft man nach irgend einer Richtung hin einen Spaziergang unternommen hat. Dieses Zurückfinden ist aber so ziemlich das schwierigste, was einem Städtereisenden begegnen kann. Selbst der alte Lederstrumpf hätte sich aus diesem Gewirr nicht herausgefunden, und von den vielen Städten, die ich gesehen und durchwandert habe, bietet nicht eine die Schwierigkeiten Venedigs. Selbst in Tetuan und in Alt-Kairo, in Konstantinopel und in den alten andalusischen Städten findet man sich bedeutend leichter zurecht als in Venedig, denn nirgends ist das Gewirr der Gäßchen labyrinthischer als hier. Wenn man zum ersten Male auszieht, sucht man sich in der fremden Stadt seine Wegweiser und merkt sich als solche die Dinge, die besonders auffallend scheinen. So zum Beispiel prägte ich mir in Tetuan als guten Wegweiser einen todten Hund ein, der an der Ecke des Marktplatzes und meiner Straße lag. Als ich aber zurückkam, fand ich mit Entsetzen, daß so ziemlich an jeder Straßenecke ein todter Hund oder eine todte Katze, manchmal auch zwei oder drei, lagen. Man darf sich also nicht Dinge merken, die in unserer Heimath, sondern die in der Stadt, wo wir weilen, auffallend und selten sind. In Venedig möchte man sich beim ersten Ausgehen die Brücken merken, weil auch diese in anderen Städten treffliche Wegweiser sind. In Venedig aber merkt man bald, daß es hier ungefähr ebensoviele Brücken wie Häuser giebt, und daß man eines anderen Wegweisers bedarf. Eines Abends fand ich mich nur mit Hilfe meines hoffnungsvollen Sprößlings zum Gasthause zurück. Der Kleine hatte sich einen Fayencehund in einem Ladenfenster gemerkt, der einen Regenschirm im Maule hielt. Dank diesem Fayencehund bogen wir in die richtige Gasse ein.

Eigentlich müßte es sehr leicht sein, sich in Venedig zurechtzufinden, denn man müßte sich doch immer leicht entweder an den großen Kanal oder an den Markuskanal oder auf der andern Seite an die Lagune retten können. Der Landstreifen ist garnicht sehr breit, und wenn es gerade Straßen gäbe, müßte man stets in zehn oder fünfzehn Minuten ins freie und an ein größeres Wasser kommen können. Aber es ist einfach unmöglich, in dem Gewirr von krummen Gäßchen seine Richtung zu behalten, und auch der von dem erwähnten Reiseführer gepriesene Kompaß würde hier nicht viel helfen.

Der Markusplatz ist das Herz von Venedig, und wenn nicht allzuviele taubenfütternde Hochzeitspärchen da sind, bietet er ein sehr anziehendes Bild. Der vor einiger Zeit eingestürzte Glockenthurm ist schon beinahe ganz wieder aufgebaut. Nur das Dach ist noch zu vollenden. Der höchst anmuthige Unterbau, die kleine Loggetta, soll auch wieder genau in der alten Form aufgerichtet werden. Einstweilen liegen die Bautheile noch in Trümmern im Hofe des Dogenpalastes. Wer den Markusplatz nicht mit dem alten Campanile gesehen hat, findet übrigens, daß auch ohne den Thurm der Platz überaus schön und charakteristisch ist, und daß es unnöthig war, ihn wieder aufzurichten. Wir andern aber meinen, daß die Venezianer sehr Recht daran thun, das alte Wahrzeichen ihrer Stadt wieder aufzubauen.

Am Abend muß man an die Riva degli Schiavoni gehen, um von hier aus den Sonnenuntergang zu sehen. Wer diese wunderbaren Tinten von purpur und gold, die in scharfen schwarzen Schattenrissen am leuchtenden Abendhimmel stehenden Gebäude von San Giorgio Maggiore und der Salute, dazu die schweigsam und still vorübergleitenden großen Kähne und schlanken Gondeln gesehen hat, begreift nicht nur den unendlichen malerischen Zauber der Lagunenstadt, sondern auch das Geheimniß der Farbengluth der venezianischen Altmeister geht ihm auf. Tizian, Tintoretto, Palma und wie sie alle heißen, brauchten nicht weit zu gehen, um die herrlichsten und reichsten Vorbilder für ihre Palette zu finden. Und bis auf den heutigen Tag ist Venedig trotz Rom und Paris ein Paradies der Maler geblieben. Bietet doch nicht nur der Abendhimmel die wunderbarsten Farben, sondern jeder Winkel, jedes Eck, jedes Haus ist hier sofort ein Bild. Die Leute, welche die Ansichtspostkarten herstellen, und die an anderen Orten sich mühsam ihre Motive zusammensuchen müssen, haben hier die schrecklichste Qual der Wahl. Wohin man blickt, ist ein Bild, alles möchte man festhalten, und wenn ich Maler wäre, käme ich gewiß nicht nach Venedig, weil ich mich in dreißig Jahren nicht entscheiden könnte, womit ich den Anfang machen sollte. Alles ist schön, alles ist malerisch, alles ist charakteristisch. Nun bin ich zwar kein Maler, aber ich hätte Ihnen doch gerne eine Vorstellung von den Schönheiten der Lagunenstadt vermittelt. Für diesmal ist es zu spät, aber ich will mich in einer folgenden Plauderei bemühen, Ihnen zum mindesten etwas von den Reizen einer Gondelfahrt durch die großen und kleinen Kanäle zu schildern. Ich fürchte freilich, der Versuch wird nicht besonders gelingen, aber dann werden die Leser wohl so gütig sein, den guten Willen für die That zu nehmen.

Eine gute Freundin.

„Mit dem Schleier werde ich doch vor Belästigung sicher sein."

„Aber ohne denselben noch sicherer."

Der Ersatz.

Gast: „Frau Wirtin, haben Sie vielleicht einen Fahrplan?"

„Nein, tuat mir leid, aber wenn S' a Stünderl wart'n, dann kommt der Herr Eisenbahnsekretär, der woaß 's, wann die Züg' geh'n."